

# Weihnachtsmärkte: Gemütliche Treffpunkte oder kitschbeladene Geldmasche?



**pro**  
Clarissa  
Rohrbach  
Redaktorin  
Inland

Vorfreude. Wer erinnert sich nicht daran, wie er als Kind schon Wochen im Voraus an das Christkindli dachte und an all die schönen Geschenke, die es mitbringen wird. Man war aufgeregt, voller Erwartungen. Tatsächlich ist dann das Fest in ein paar Stunden vorbei. Viel Lärm um wenig. Es sind die Wochen vor Weihnachten, die magisch sind. Diese Zeit, in der die Lichter angehen, in der man sich freut auf das, was kommt. Weihnachtsmärkte zelebrieren das. Die Zeit des Wartens. Mit ihren liebevoll dekorierten Hütten, den handgemachten Produkten und Schlemmereien laden sie uns dazu ein, besinnlich zu werden. Und dann ist da noch die soziale Komponente. Der Weihnachtsmarkt wird zu einem Treffpunkt, wo man mit Glühwein anstösst; der erste Schluck steht sinnbildlich für den Beginn der Winterzeit. Weihnachtsmärkte sind zeitlose Inseln, in denen auch Erwachsene noch dieses warme Kribbeln, diese Erwartung an die Feiertage aufleben lassen können. Wenn man dann auch noch ein Raclette dazu essen kann und etwas Sinnvolles kauft, hat man

das Nützliche mit dem Angenehmen kombiniert.

Natürlich könnte man argumentieren, dass die Menschen in der Vorweihnachtszeit in eine kollektive Hysterie verfallen. Will man sich verabreden, sagen alle: «Habe erst wieder im Januar Zeit.» Man ist ausgebuht mit Weihnachtessen und allem, was noch erledigt werden muss, um sich dann in den unpenetrierbaren Kokon der Feiertage einzuwickeln. Doch im Unterschied zu den Geschäften, die kitschige Dekorationen bereits im Oktober verkaufen, haben Weihnachtsmärkte Stil. Sie stehen für Entschleunigung. Man stresst da nicht hin im Gedanken, dass man noch das eine oder das andere kaufen muss, sondern man schlendert zwischen den Ständen, nimmt sich Zeit, um Sachen anzuschauen, um die Atmosphäre einzusaugen. Denn der Weihnachtsmarkt ist nicht ein Konsumtempel, sondern ein Ort der Nostalgie. Er versetzt uns in die Zeit zurück, in der wir mit Kinderaugen staunend die Kerzen am Weihnachtsbaum betrachteten. Die liebevolle Ausstattung weckt in uns dieses Ideal vom Fest, wie wir es früher hatten. Ein Weihnachtsmarkt zu besuchen, ist also ein Tribut, das man seinem inneren Kind macht. Man lässt sich auf die Magie ein, lässt vom Alltag los, geniesst Speise und Trank und freut sich auf die kommende Bescherung. Man muss nur an die Leere denken, wenn die Stände im Januar verschwinden. Da ist man wieder gezwungen, erwachsen zu sein, ade Vorfreude.

## PRO & CONTRA

**Mit dem «Winterzauber» hat nun auch Schaffhausen einen Weihnachtsmarkt. Diese erfreuen sich seit mehreren Jahren grosser Beliebtheit. Doch lohnt sich ein Besuch wirklich?**



**contra**  
Isabel  
Heusser  
Redaktion  
Stadt  
Schaffhausen

Eines sei vorweggenommen: Ich mag die Vorweihnachtszeit sehr. Die romantische Beleuchtung in der Stadt, Guetsli backen, die Wohnung festlich dekorieren: alles wunderbar. Um Weihnachtsmärkte mache ich aber einen grossen Bogen. Aus vielen Gründen – wo soll ich nur anfangen?

Beginnen wir bei den Menschenmassen. An Weihnachtsmärkten gibt es kein Durchkommen, nur ein Durchquetschen. Man steht sich gegenseitig auf die halb gefrorenen Füsse und hat den nach billigem Rumpunsch riechenden Atem des Hintermanns im Nacken. Für eine Portion Raclette mit zwei Kartoffelchen und drei pingelig abgezählten Silberzwiebeln bleibt einem nichts anderes übrig, als eine geschlagene Viertelstunde anzustehen – dass der geschmolzene Käse wegen der Kälte nach 30 Sekunden zäh wird, ist eine andere Geschichte. Macht dann fünfzehn Franken, bitte! Schön auch, wenn Besucher ihre Hunde an Märkte mitnehmen und einem böse Blicke zuwerfen, wenn man dem bemitleidenswerten Hasso unausweichlich auf die Pfote tritt.

Dann die Hektik. Weihnachtsmärkte sollen ja besinnlich sein und das Herz erwärmen. Tun sie aber nicht. Sich in Zeitlupe durch einen überfüllten Markt zu quälen, macht furchtbar schlechte Laune. Maximal schlecht wird sie am 24. Dezember, wenn verzweifelte Mütter, Väter, Verliebte, Grosse Eltern, Enkel, Göttis und Gottis die Märkte stürmen – auf der Suche nach einem Last-minute-Geschenk. Eine Suche, die in der Regel wenig erquicklich verläuft und mit dem Kauf eines überbeurteilten Notgeschenkes endet.

Womit wir beim Angebot der Weihnachtsmärkte wären. Es ist, fast immer, deprimierend. Selten sieht man so viel Ware, die kein Mensch braucht, erstaunlicherweise aber trotzdem verkauft wird. Kerzen in poppigen Farben (Pink! Neongrün! Leuchtgelb!). Gnomfiguren aus Filz. Bommelmützen mit Ethnomuster aus Alpakawolle. Oder wie wär es mit dem Gemüse- raffer, den der nette Mann am Stand so beeindruckend und wortgewaltig vorgeführt hat? Mein Beileid dem, der so ein Haushaltsutensil unter dem Christbaum findet. Wie viele Keller sind wohl vollgestopft mit Engelsfiguren, die niemals mehr das Tageslicht erblicken werden?

Aber genug gemotzt für heute. Ich geh jetzt in den Wald, Mistelzweige schneiden: Hab ich von Weitem in der Auslage eines Weihnachtsmarkt-Standes gesehen.

**Über den Wolken** Markus Müller über tolerante Fliegende und 120 Paar Schuhe

## Hühnerkäse, angriffiger Löwe, afrikanische Schuhe

Früher hiess er Vater-Tochter-Tag. Er sollte den Mädchen Einblick in die Männerberufe geben und die Väter für die Bedeutung der Berufswahl ihrer Töchter sensibilisieren. Heute heisst er Zukunftstag für alle. Ein Arbeitstag ihres Vaters daure halt mindestens drei Tage, teilte meine Tochter ihrer Lehrerin mit, in der Annahme, das sei es dann gewesen. Dem war nicht so, und der pädagogisch sanktionierte «Vater-Tochter-Tag» spielte sich in der Folge vier Tage in der Luft und in Johannesburg ab. Natürlich wollten ihr alle Besatzungsmitglieder ihren Beruf näherbringen. Der eine Copilot fesselte sie mit seinen Geschichten aus dem Junggesellenleben und wie er vor jedem Flug die Betreuung seiner afrikanischen Wüstenmäuse organisieren musste. Der andere, damals Schul- und heute Gemeindepräsident im Weinland, erläuterte mit ihr in 12000 Meter Höhe die Berufswahl. Sie könne gleich bleiben und auch ihren Job kennenlernen, sagte eine südafrikanische Grenzpolizistin und schmunzelte dabei. Ausflüge gehören auch zum luftigen Berufsbild. Auf der Safari im Nationalpark nahm ein riesiger Löwe auf dem Hinweg kaum Notiz von uns. Auf der Rückfahrt passte er uns aber richtiggehend ab und sprang auf die Motorhaube. Es schüttelte uns kräftig, und der Fahrer hatte gar keine Freude an den Kratzspuren. Entspannung dann in der Pflegestation beim Spielen mit den bereits gewichtigen Löwenbabys. Lachend erinnert meine Tochter mich heute noch an das (männliche) Flight Attendant, das uns Piloten beim Cockpitbesuch jeweils über die Haare strich. Keine Angst – es gibt kein «MeToo» daraus. Die Fliegenden sind vieles gewohnt



– und sehr tolerant. Es gibt auch immer wieder Originale in der Besatzung. Ein solches war der Erste-Klasse-Steward aus dem katholischen Appenzell. Bei der Schweizergarde in Rom schickten sie ihn nach wiederholten Damenbesuchen nach Hause. Im Flugzeug war er der Schreck der weiblichen Vorgesetzten, da er sich von diesen gar nichts sagen liess und sein Programm durchzog. Bei den Passagieren war er hingegen sehr beliebt. Überhaupt geniesst das Erste-Klasse-Personal, bis vor Kurzem sehr sorgfältig ausgewählte und ausgebildete sogenannte FCGs, einen Sonderstatus. Die Kabinenchefs halten sich aus ihrem Reich heraus, und dem Cockpit sind sie am nächsten und haben die häufigsten Kontakte zu den

**Bei der Schweizergarde in Rom schickten sie ihn nach wiederholten Damenbesuchen nach Hause.**

Piloten. Diese stellen sich zudem besser gut mit den FCGs, die für ihr leibliches Wohl, sprich: für Erste-Klasse-Verpflegung, sorgen. So war es dem kräftigen Appenzeller auf dem Flug nach Nairobi gelungen – von der Kabinenchefin entsetzt im Cockpit rapportiert –, einen österreichischen Erste-Klasse-Passagier zu überzeugen, er könne ihm einen einmaligen Schweizer Hühnerkäse servieren. Gegen Ende des Flugs wurde, zum weiteren Entsetzen der Kabinenchefin, die erste Klasse zum ausgelassenen Festsaal. Der Vorwurf der mittlerweile «kochenden» Chef, er habe die Alkoholika des Rückflugs ausgeschenkt, kümmerte ihn wenig. Mit Genugtuung präsentierte er uns einen «Letter to the President», in welchem ihn die Passa-

giere, von ihm angeregt, über alles rühmten, und rieb ihn der Kabinenchefin gleich auch noch unter die Nase, darauf hinweisend, dass ein Rapport ihrerseits wohl auf wenig Verständnis stossen würde. Am letzten Abend rief er mich an, ich solle doch in seinen Bungalow kommen. Ich ahnte Schlimmes, denn ich kannte seine Vorliebe für dunkle Schönheiten und hatte ihm auch in Rio schon aus der Patsche geholfen. Umso mehr staunte ich, als er mich aus einem Berg Schuhschachteln heraus angrinste. Ich müsse ihm beim Umpacken für den Flug helfen. Er hatte tatsächlich in Kenia eine Schuhfabrik besichtigt. Er habe für seine über zwei Dutzend Neffen 120 Paar Schuhe erstanden. Den Rest verkaufe er. Bis spät in die Nacht packten wir von seinen Sprüchen begleitet die Schuhe in Säcke um. Ich solle mir zwei Paar auslesen, forderte er mich auf. Die Schuhe waren von guter Qualität und hielten lange. Im Crew-Bus wurde es etwas eng, und am Flugplatz brauchte es wieder politische Überredungskunst, um alles als Crew-Gepäck durchzubringen.

**Markus Müller**  
Linienpilot und Kantonsrat

